

Insel

Alois
Prinz

Die Lebens-
geschichte
des Georg
Forster

Bereits im Alter von 17 Jahren segelte er mit James Cook um die Welt. Als Naturforscher und Schriftsteller beeindruckte er die Gelehrtenwelt Europas. Und als Demokrat kämpfte er mit Begeisterung für die Französische Revolution. Das Leben dieses deutschen Weltbürgers namens Georg Forster (1754-1794) ist ein außergewöhnliches Zeugnis einer bewegten Epoche.

»Alois Prinz hat die dramatische Lebensgeschichte Forsters in eine gut lesbare kurze Fassung gebracht, die durch viele authentische Briefzitate besonders lebendig wirkt.« *Maria Frisé, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Alois Prinz, geboren 1958, studierte Literaturwissenschaft und Philosophie. Er veröffentlichte zuletzt als suhrkamp taschenbuch die Biographien *Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Die Lebensgeschichte des Hermann Hesse* (st 3742) und *Lieber wütend als traurig. Die Lebensgeschichte der Ulrike Marie Meinhof* (st 3725)

insel taschenbuch 3353

Alois Prinz

Die Lebensgeschichte

des Georg Forster



Das Paradies ist nirgendwo

**DIE LEBENSGESCHICHTE
DES GEORG FORSTER**

Von Alois Prinz

Insel Verlag

Das Paradies ist nirgendwo. Die Lebensgeschichte des Georg Forster
erschien erstmals 1997 im Beltz Verlag, Weinheim und Basel,
und 2001 als Gulliver Taschenbuch 867 ebenfalls im Beltz Verlag.
Die vorliegende Ausgabe wurde vom Autor durchgesehen
und überarbeitet.

2. Auflage 2023

Erste Auflage 2008

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-458-35053-8

Das Paradies ist nirgendwo

Prolog

»Der arme Forster«

Paris, im fünften Jahr der Französischen Revolution. Ein trister Novembertag. Das Wetter ist kalt und regnerisch, abends geht der Regen in Schnee über. In einer engen Dachkammer im »Haus der holländischen Patrioten«, einem billigen Hotel in der Rue des Moulins, sitzt ein noch junger Mann schreibend am Feuer, in Decken eingehüllt. Im »Haus der holländischen Patrioten« sind Exilanten aus aller Herren Länder untergekommen, die die Revolution in die französische Hauptstadt verschlagen hat – Polen, Engländer, Deutsche. Doch der Mann mit dem blatternarbigem Gesicht in der Dachkammer ist die schillerndste Figur unter ihnen. Es ist der berühmte Georg Forster; der Weltumsegler, der mit Kapitän Cook so weit wie noch kein Mensch vorher zu den Eisbergen der Antarktis vorgedrungen ist, der die Südseeinseln erforscht und unter Menschenfressern gelebt hat; der Naturforscher Forster, der in Kassel, Wilna und Mainz lehrte und sich durch seine Schriften den Beifall der bedeutendsten Geister seiner Zeit erwarb; der Politiker Forster, der an der Spitze der revolutionären Bewegung in Mainz gestanden hat und als Delegierter nach Paris gesandt worden ist.

Aber das meiste davon ist Vergangenheit. Für die Sache der Revolution hat Georg Forster eine viel versprechende Karriere als Naturwissenschaftler geopfert, und was jetzt aus ihm werden soll, ist völlig ungewiss. Nur so viel ist klar, an eine Rückkehr nach Deutschland ist nicht zu denken. Dort ist er geächtet und man hat sogar ein Kopfgeld von 100 Dukaten auf ihn ausgesetzt. Sein Vater, für den er von Kindheit

an wie ein Sklave gearbeitet hat und für den er so manchen erniedrigenden Bittgang tun musste, dieser Vater wünscht ihn öffentlich an den Galgen.

Forster kennt viele Leute in Paris, oft bekommt er Besuch, sein Name hat noch immer einen Klang. Doch spürt er schmerzlich, dass es in der ganzen riesigen Stadt keine Menschenseele gibt, der er wirklich etwas bedeutet. Wenn er morgen verschwunden wäre, niemand würde ihn vermissen. Der einzige Mensch, dem Georg sich anvertrauen möchte, ist seine Frau Therese. Aber sie lebt von ihm getrennt. Fast täglich schreibt Georg an sie und lässt sie an allem teilnehmen, was ihn bewegt.

Nur einen Steinwurf von seiner Herberge entfernt verläuft die Rue Thérèse. Georg meidet diese Straße, wenn er zu seinen einsamen Spaziergängen aufbricht. Der Gedanke daran, dass seine Therese nicht mehr bei ihm ist, bereitet ihm die größten Qualen. Therese hat ihn mit den beiden Töchtern verlassen, sie wohnt jetzt mit den Kindern und ihrem neuen Lebensgefährten in der Schweiz. Forster hat sie besucht, um auf ihren Wunsch die Scheidung in die Wege zu leiten. Noch immer will er die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben mit Therese nicht aufgeben, wenn es sein muss, zu dritt.

Und doch, trotz aller Schicksalsschläge, ist Georg Forsters Elan nicht gebrochen. Wenn es seine angeschlagene Gesundheit und seine Geschäfte als Delegierter nur irgend erlauben, sitzt er über den Papieren und schreibt an seinen *Parisischen Umrissen*. Es soll endlich in die Köpfe der zauderlichen deutschen Revolutionäre und der ewiggestrigen Freiheitsgegner, was für ein geschichtliches Erdbeben von Frankreich ausgeht. Forster lässt in diesen Aufzeichnungen keinen Zweifel an sei-

ner revolutionären Gesinnung. In seinen Briefen an Therese allerdings gesteht er seine Verstörung über die Schattenseiten der Revolution. Er fragt sich sogar, ob er seine Kräfte für eine Sache geopfert hat, die hier kaum jemand richtig ernst zu nehmen scheint, die nur »ein bloßer Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist«. Die großen Worte wie Freiheitsliebe und Uneigennützigkeit kommen ihm im Munde vieler Revolutionäre vor wie »Kinderklappern«, »nichts bedeutende Töne«, »bloß geheuchelte Empfindungen«.

Statt Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrscht blutiger Terror. Tagtäglich poltern die Wagen mit den zum Tode Verurteilten durch die Straßen zum Place de Grève oder zum Champ de Mars, wo die Guillotinen aufgebaut sind. 180 Köpfe rollten im Oktober. 500 werden es im November sein und im Dezember wahrscheinlich noch viel mehr.

Ende November wird Forster neununddreißig Jahre alt. Es wird sein letzter Geburtstag sein. In manchen Momenten überkommt ihn eine dunkle Vorahnung, wie damals in Mainz, als ihn eine lange Krankheit in tiefe Verzweiflung stürzte. Mächtiger als seine angegriffene Gesundheit bedrückt ihn das Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken. Alle Konflikte, in die er immer wieder geraten ist, scheinen sich hier in Paris übergroß vor ihm aufzutürmen. Forster mag sich an die Weltreise mit Cook erinnern fühlen, als eine riesige Eiswand die Weiterfahrt nach Süden verhinderte. Ebenso unüberwindbar erscheinen ihm die Fragen, die ihn an den »traurigen, einsamen, langen Abenden« in Paris bedrängen.

Auch an diesem Abend in der Dachkammer seiner Herberge bleibt er noch lange wach. Er weiß, dass er im Bett keinen Schlaf finden würde. Wie schon so oft zermartert er sich den Kopf mit der Frage, ob »zwischen Betrügnern und

Betrogenen nirgends ein Drittes zu finden ist, woran man sich halten, sich anschließen könnte«. Er will kein Betrüger sein, aber auch kein Betrogener, er schwankt zwischen Hoffnung und Resignation. Es ist wahr, dass die Revolution ein anderes Gesicht zeigt, als er es sich erhofft hat. Den Sieg der wahren Aufklärung hat er sich von ihr versprochen, einer Aufklärung, in der »Vernunft, Gefühl und Phantasie« vereint sind. Und jetzt begegnen ihm überall nur noch Emotionen ohne Vernunft, »rasender Parteigeist« und »blinde, leidenschaftliche Wut«.

Andererseits will und kann er sich nicht auf die Seite der engstirnigen und kleinmütigen Revolutionsgegner schlagen. Soll man die unerträglichen alten Zustände wieder herbeiwünschen, nur weil der Kampf um eine bessere Welt auch Opfer kostet? Sind die großen Umwälzungen nicht notwendig mit Nachteilen verbunden, die man hinnehmen muss, um letztlich doch einen Fortschritt verzeichnen zu können? Kann man denn nicht den »Jetztlebenden« Leid, Not und Ungerechtigkeit zumuten im Glauben, dass es sich für spätere Generationen auszahlen wird? Bedarf es nicht einer »kalten Philosophie«, um im Durcheinander von Gutem und Bösem noch »jenen höheren Zweck« im Auge zu behalten?

Auf diesen Widerspruch zwischen seinen innersten Überzeugungen und dem, was um ihn her geschieht, ist Forster in seinem Leben immer wieder gestoßen. Dass er ihn nicht lösen konnte, ja dass er überhaupt versucht hat, mit diesem Widerspruch zu leben, das hat ihm seine Nachwelt fast zwei Jahrhunderte lang zum Vorwurf gemacht. Bald nach seinem Tod wird Goethe, der ihn gekannt hat, über ihn schreiben, nun habe »der arme Forster denn doch seine Irrtümer mit

dem Leben bezahlen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging«.

Dieses Urteil hat über lange Zeit das Verhältnis der Nachwelt zum »Landesverräter« Georg Forster geprägt. Zu tief saß die Auffassung, dass eine umstürzlerische Gesinnung vielleicht zur »französischen Marianne«, aber sicher nicht zum »deutschen Michel« passe. Luthers Lehre, wonach man die nüchternen Dinge der Politik gefälligst von menschenheitsbeglückenden Träumen freihalten sollte, hat hier ihre nachhaltige Wirkung getan. Forster konnte und wollte diese Trennung nicht vollziehen, auch wenn sich daraus Positionen ergaben, die für verworren und widersprüchlich gehalten wurden. Er lacht über die »Träume der guthmütigen Schwärmer, die sich eine Utopie denken, wo es lauter gute, lauter weise und glückliche Leute geben wird, vermöge einer freien Verfassung«. Er hat nichts dagegen, wenn man ihn einen Materialisten nennt. Das hält ihn aber nicht davon ab, auf ein »Reich der Liebe« zu hoffen, »wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten«. Als Materialist weist er immer wieder auf die tausenderlei Abhängigkeiten und Unwägbarkeiten hin, denen das menschliche Leben unterworfen ist. Auch im Hinblick auf seinen eigenen Lebenslauf wünscht er sich diese Betrachtungsweise. »Es hing nicht von mir ab, das zu werden, was ich wollte«, schreibt er in einem Brief an seinen Freund Friedrich Jacobi, »mir die Verhältnisse zu wählen, unter denen ich in der Welt erschien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart war eine Falte geschlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne Zutun, und siehe! nun dachte ich so und nicht anders.«

Georg Forster hat stets versucht, seinen »Grundsätzen«

treu zu bleiben. Aber er war immer sehr starken inneren Zwängen und äußeren Einflüssen ausgesetzt. Erst der Blick auf beides, auf das, was er wollte, und auf das, was ihn prägte, lässt ein Bild entstehen, das ihm vielleicht eher gerecht wird als das Urteil Goethes über den »armen Forster« und seine »Irrtümer«.

I.

George, das Wunschkind des Vaters

»Die wehete Stelle in meinem Herzen.«

Ein Jahr vor seiner Geburt, im Oktober 1753, ziehen Georg Forsters Eltern Johann Reinhold und Justina Forster in das kleine Dorf Nassenhuben bei Danzig. Reinhold Forster hat dort die Predigerstelle übernommen. Die beiden haben kurz zuvor in der Danziger St.-Peters-Kirche geheiratet. Sie kennen sich aber schon lange. Justina Forster, die Tochter des reichen und einflussreichen Kaufmanns Carl Friedrich Nicolai aus Marienwerder, ist Reinholds eigene Kusine.

Reinhold Forster ist ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, voller Tatendrang und Wissensdurst. Die Stelle in Nassenhuben tritt er nur ungern an. Er beugt sich dem Wunsch seines Vaters, der Bürgermeister von Dirschau gewesen ist, aber nun im Sterben liegt und vor seinem Tod den launigen Sohn in sicheren Verhältnissen wissen will.

Reinhold selbst fühlt sich zu etwas anderem berufen als zu einem kleinen Landpfarrer, der leibeigenen Bauern das Evangelium predigen soll. Er hat das berühmte Joachimsthaler Gymnasium in Berlin besucht und hätte sich danach am liebsten in das Studium der Sprachen und Naturwissenschaften gestürzt. Aber sein Vater wollte die hochfliegenden Pläne Reinholds in sichere Bahnen lenken. Er bestand darauf, dass sein Sohn die kirchliche Laufbahn einschlägt.

An der Universität Halle, wo Reinhold seine theologische Ausbildung erhalten sollte, interessierte er sich für alles Mögliche, für Völkerkunde, orientalische Sprachen, Mathematik und Philosophie – nur nicht für Theologie. Seinem Vater

muss wohl etwas von diesem bunten Treiben zu Ohren gekommen sein, denn völlig überraschend ereilte Reinhold der väterliche Befehl, sofort nach Hause zurückzukehren, um in Danzig in einer reformierten Gemeinde eine Stelle als Prediger zu übernehmen.

Reinhold hat vielfältige Kenntnisse, er beherrscht die Grundlagen von siebzehn Sprachen, aber die Auslegung des Evangeliums gehört nicht zu seinen Stärken. Allerdings kann er durch seine Sprachgewalt einiges wettmachen. In Danzig zeigte sich auch noch ein anderes Talent des hitzköpfigen Predigers, die Begabung nämlich, früher oder später mit seinen Vorgesetzten in Konflikt zu kommen. Bald war der Friede in der Danziger Gemeinde dahin und Vater Forster, der Bürgermeister, musste wieder seine Beziehungen spielen lassen, um dem schwierigen Sohn die Predigerstelle in Nassenhuben zu verschaffen. Und so kam es, dass Reinhold Forster mit seiner jungen Frau in dem kleinen Dorf eine Meile südöstlich von Danzig landete.

Am 5. Dezember 1754 macht Reinhold Forster folgende Eintragung ins Kirchenbuch von Nassenhuben: »Johann Georg Adam getauft von Ihro Hochwürden Herrn Jenin, Archidiaconus St. Peter in Dantzig, den 27. Novbr. gebohren, zwischen 7 und 8 Uhr Abends«¹. Georg, der erste Vorname des Täuflings, hat eine lange Tradition in der Familie Forster, deren Wurzeln mütterlicher- wie väterlicherseits in Schottland liegen. Von dort siedelte etwa um 1640 ein gewisser George Forster, damals »Girge Forster« geschrieben, nach Danzig über. Mit nur zwei Goldstücken in der Tasche kam er in seiner neuen Heimat an und soll es dennoch im Laufe seines Lebens zum Bürgermeister von Neuburg gebracht haben. Wenn man Reinhold Forsters eigenen Angaben trau-

en darf, brachte fast jede der folgenden Generationen einen Bürgermeister hervor, bis hin zu Reinholds Vater, der auch mit Vornamen George geheißen hatte.²

England, wo König George II. regiert, hat für Johann Reinhold eine wichtige Bedeutung. England ist für ihn der Inbegriff einer freien Gesellschaft, in der nicht ein kleinlicher, geisttötender Standesdünkel jeden Fortschritt im Keim erstickt, sondern wo tolerante politische Verhältnisse herrschen, eine wirtschaftliche Entwicklung stattfindet und der wissenschaftliche Forschungsdrang sich ungehindert entfalten kann. In einer solchen Gesellschaft möchte Johann Reinhold Forster leben, darauf hofft er und etwas von dieser Hoffnung geht auch ein in den Namen, den er seinem ersten Sohn gibt: Georg.

Georg Forster wird in eine sehr unruhige Zeit hineingeboren. Die Großmächte England, Frankreich, Österreich und Russland streben nach der Vormachtstellung in Europa. Das ist mit kriegerischen Auseinandersetzungen verbunden. »Der Erdteil glich 140 Jahre lang einer Machtbörse«, schreibt Sebastian Haffner über die Zeit vom Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 bis zum Beginn der Französischen Revolution 1789. »Ständig wurden irgendwo Kriege geführt. Krieg war in diesem Zeitalter fast der Normalzustand.«³

1756 beginnt der Siebenjährige Krieg, mit dem eine neue Großmacht an der »Machtbörse« erscheint: Preußen. Der Preußenkönig Friedrich II. hatte 1740 Schlesien annektiert und fällt jetzt in einem »Blitzkrieg« in Sachsen ein. Die Welt ist empört über diesen »Friedensstörer«, wie ihn Maria Theresia nennt, und prompt erfolgen nach dem Einmarsch die Kriegserklärungen Frankreichs, Österreichs, Russlands und

dann auch Schwedens. Einzig England steht Friedrich, den man einmal »den Großen« nennen wird, gegen diese Übermacht von Feinden zur Seite. Das Inselreich gewährt großzügige Finanzhilfe – nicht ohne Hintergedanken. Man hofft darauf, dass Frankreich durch diesen Krieg abgelenkt wird und man sich in den Kolonien in Nordamerika, Westindien und Westafrika Vorteile verschaffen kann.

Diese kriegerische Epoche versteht sich aber auch als Zeitalter der »Aufklärung« oder der »Vernunft«. Der Mensch soll sich nach einer berühmt gewordenen Definition des Philosophen Immanuel Kant aus seiner »selbst verschuldeten Unmündigkeit« befreien, die ihn jahrhundertlang an natürliche Abhängigkeiten und dogmatisierte Vorurteile gekettet habe. Diese geistige Befreiung zur Vernunft geht einher mit einem Aufschwung der Wissenschaften und des wirtschaftlichen Gewinnstrebens, bei dem die Erschließung und Ausbeutung von Kolonien eine wichtige Rolle spielen. Aus den Kolonien fließen ungeheure Geldmengen in die Mutterländer, die dazu verwandt werden, die eigene militärische Macht zu stärken und die einheimische Wirtschaft zu fördern. Die wirtschaftliche Entwicklung wird durch zahlreiche Erfindungen ermöglicht: 1738 wird die Spinnmaschine, 1754 das Eisenwalzwerk und 1769 die Dampfmaschine erfunden. Die wissenschaftlichen Akademien sorgen für die rasche Verbreitung des neuen Wissens und durch neue Arbeitsformen werden die wissenschaftlichen Erkenntnisse industriell verwertet. So entstehen etwa in Meißen, Wien und Nymphenburg große Porzellanmanufakturen.

Diese Entwicklung und die damit einhergehende Stärkung des Bürgertums dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass vieles noch beim Alten bleibt. Die Vorherrschaft des

Adels bleibt weitgehend ungebrochen. Die Bauern leben nach wie vor in leibeigener Abhängigkeit von ihren Grundherren. Und viele europäische Fürsten sympathisieren zwar mit den neuen Ideen von Gleichheit und Toleranz, vor einschneidenden Änderungen der politischen Ordnung schrecken sie jedoch zurück.

Die Ideen der Aufklärung eilen ihrer Zeit weit voraus, die tatsächlichen Verhältnisse erscheinen dagegen unerträglich rückständig. Viele Zeitgenossen leiden daher wie der erwachsene Georg Forster an der »vis inertiae«⁴, an der Macht der Trägheit, die jeden Fortschritt wie ein Bleigewicht behindert. Auch Immanuel Kant antwortet auf die Frage »Leben wir in einem *aufgeklärten* Zeitalter?« bezeichnenderweise: »Nein, aber wohl in einem Zeitalter der *Aufklärung*.«⁵ Damit bezeichnet er eine weit verbreitete Stimmung: Aufklärung ist ein Prozess; sie ist noch nicht, sie wird erst; und es ist die Aufgabe fortschrittlich gesinnter Menschen, gegen überkommene Vorurteile anzukämpfen, andere zum Gebrauch der eigenen Vernunft zu erziehen und die Welt zum Besseren zu gestalten.

Georg ist in den ersten Lebensmonaten ein sehr schwaches und kränkliches Kind. Als seine Mutter an »Nervenfieber« erkrankt und ihren Sohn nicht mehr stillen kann, muss man eine Wärterin nehmen, die aber nicht sehr sorgsam mit ihm umgeht. Sie füttert ihn mit unreifen Pflaumen und ruft dadurch eine hartnäckige Verstopfung hervor. Öfter leidet er auch an Würmern, die man mit in verdünnter Milch gekochtem Quecksilber auszuspülen versucht. Von dieser Rosskur bleibt ihm ein sehr empfindlicher Magen.

Trotzdem wird Georg mit zunehmendem Alter ein mun-

terer und aufgeweckter Junge. Er wächst auf in einem abgelegenen Winkel Europas, in der Danziger Niederung, nahe dem breiten Weichselstrom. Die Landschaft wird geprägt von weiten, ebenen Wiesen, die durchzogen werden von schnurgeraden, verschliffen Wassergräben. Überall sieht man Windmühlen, »Schnecken« genannt, mit denen man Felder entwässert, die zum Teil unter dem Meeresspiegel liegen.

Die Gegend um Danzig gehört zum preußischen Polen, später auch Westpreußen genannt, einem Landstrich mit wechselvoller Geschichte. Westpreußen ging aus den Gebieten hervor, die der Deutsche Orden vom baltischen Volk der »Prussen« eroberte. Nach dem Niedergang des Ordens im 15. Jahrhundert fiel dieser Teil Preußens, und damit Danzig und seine Umgebung, an die polnische Krone. Dieses polnische Preußen bildete seit Anfang des 17. Jahrhunderts einen Korridor zwischen den preußischen Staatsgebieten im Osten und dem preußischen Kernland der Mark Brandenburg. Diese Lücke wird erst geschlossen, als Polen 1772 zum ersten Mal unter den Großmächten aufgeteilt wird und Friedrich II. Westpreußen erhält, außer Danzig und Thorn, die erst nach der zweiten Teilung Polens 1793 an Preußen fallen.

Danzig ist unter der polnischen Verwaltung sehr eigenständig und unabhängig. In der Stadt und ihrer Umgebung leben die zwei Kulturen friedlich nebeneinander. Allerdings überwiegt das deutsche Element. Die wohlhabende und selbstbewusste Bürgerschaft der Hansestadt, immer noch ein lebhaftes Zentrum des Ostseehandels, ist gegenüber den aufklärerischen Gedanken und den wissenschaftlichen Fortschritten sehr aufgeschlossen. So wurde schon 1743 eine »Naturforschende Gesellschaft« gegründet, der Reinhold